

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

28] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von Alfred Heuler

„Ich bin nicht so glücklich, wie man glaubt,“ fing Cäcilie wieder ganz leise an. „Ich ängstige mich um meinen Mann und seine Religion. Im Anfang unserer Ehe war er ganz anders. Da folgte er mir in allem. Wir lasen zusammen die Bibel und gingen gemeinsam zur Kirche. Jetzt findet er keine Zeit dazu, und beim geringsten Vorwurfe geht er fort oder schließt sich bei seinen Gözen ein. Ach, diese Gözen! Mir kommt es vor, als ob sie ihn so unglaublich machen!“

„Nun, und weiter?“

„Da habe ich zu Gott gebetet, Tag und Nacht ihn angefleht, mir doch, da meine Kräfte unermügend sind, Hilfe zu senden, einen Verbüdeten, der erleuchteter und gläubiger ist als ich, um das verirrte Herz meines Gatten wieder auf den rechten Weg zu leiten.“

„Und Sie glauben, daß er Sie erhört habe?“

Sie waren am Ende des Ganges angelangt und standen nun im vollen Lichte. Vor ihnen breitete sich der Zionsplatz in Sonnenglaste aus, und dahinter hob sich die graue, düstere Linie der Umwallung scharf vom lachenden, heiteren Himmelsblau ab.

„Ja,“ sagte sie, ihn fest anblickend, „ich bin fest davon überzeugt. Eine innere Stimme sagt es mir. In Ihre Hände, Herr Pastor, befehle ich meinen Mann.“

„Ich will bei dem, was ich tue, den Eingebungen des Allerhöchsten folgen. Haben Sie Vertrauen zu mir. Klagen Sie mir Ihr Leid, ich nehme die Bürde gern auf mich. Gehören wir ja doch zu derselben geistigen Familie; der gleiche Glaube verbündet uns.“

Lange und innig drückten sie sich die Hand. Dann ging er, dieses kleine, schwarze Staubkorn, ohne Schatten und ohne Umrisse, quer über den vom Sonnenlicht überfluteten Platz, und er trat so heftig auf, daß der tausendjährige Hügel unter seinen Schritten widerhallte.

Aber sarkastisch grinste die düstere Davidsburg mit ihren zahllosen Schießscharten hinter ihm drein.

3.

Seit der Zeit war Pastor Zorn oft Gast im Hause des Agha, und Frau Yamain ging regelmäßig alle Sonntage zum neuen Bethause, das man hinter der Grabeskirche auf dem Territorium der alten Pommernritter erbaut hatte.

Es war ein langer, nüchtern, weißgetüncheter Saal mit einfachen Bänken und zwei Reihen Fenstern, durch deren gewöhnliche Glasscheiben das Tageslicht grell in den Raum fiel. Nur an der bläublau getünchten Decke glitzerten ein paar Silbersterne. Auf dem schwarzen Altar, der wie ein Katafalk ausfas, streckte ein Marmorkreuz seine Arme aus, und auf der von einem schwarzen Baldachin überragten Kanzel stand der Doktor der Theologie im Trauertalar, erklärte die Bibeltexte und ermahnte die Gemeinde zu einer Frömmigkeit ohne Lausheit und Toleranz.

Auf der ersten Bank, der Kanzel gegenüber, saß Cäcilie und hörte andächtig zu. Manchmal trafen sich ihre Blicke und da fühlte sie, daß er für sie predigte.

Eine evangelische Glückseligkeit durchschauerte sie, ein heiliger Eifer rötete ihre Wangen. In Gott und seinem heiligen Worte schmolz ihr ganzes Sein dahin, hinter den Sternen der Decke glaubte sie den Himmel sich öffnen zu sehen.

Tränen verschleierten ihre Augen, und sie bedauerte, nicht mehr Christi Braut zu sein.

Wenn er dann schwieg und das Auditorium, vom Harmonium begleitet, den Schlußgesang aufstimmte, dachte sie mit Herzbelemmung, daß sie nun bald diese fromme, ihr vertraute Stätte verlassen müsse, um daheim, in dem alten Sarazenenhause einen vom Heidentum begeisterten Gatten vorzufinden und ein Töchterchen, dessen Sprache sie kaum verstand.

In der Vorhalle versammelte sich die ganze Gemeinde. Schwester Charlotte und die anderen Diakonissen trockneten sich die Augen.

„Ach, welch erbauende Predigt! Welch klare, tiefe Auslegung der heiligen Schrift!“

Und Herr Simon und Herr Nikodemus antworteten:

„Wir man doch gleich den studierten Theologen heraus erkennt. Man fühlt ordentlich, wie sich da die Seele eines wahren Gläubigen ergießt!“

Und der gute Fischer war dann der erste, der zugab:

„Ja, solche Sonntage stärken und erheben einen für die ganze Woche.“

Durch die Tür der Sakristei kam Doktor Zorn daher, den rechter Arm steif herabhängend, zwei Finger der linken Hand in Brusthöhe zwischen die Knöpfe seines Ueberziehers gesteckt, in einer genau einstudierten Haltung, welche gleichzeitig den Militarismus und die Geradheit des Christentums ausdrückte. Mit raschem, strengem Blick musterte er seine geistliche Herde.

Ohne Talar verlor er viel von seiner Würde, Cäcilie aber sah noch immer um seine schweißfeuchte Stirn den Glanz des Wortes strahlen.

Herablassend tauschte er mit allen einen Händedruck, mit Frau Yamain aber unterhielt er sich längere Zeit und oft begleitete er sie sogar.

Vor der Pforte, die zum „Heiligen Grabe“ führt, trat sie dann unterwürdig zurück:

„Nach Ihnen, Herr Prediger.“

Und wirklich trat er vor ihr ein.

Im Hintergrunde waren die Türen der Basilika weit geöffnet. Ueber der sich dort drängenden Menge sah man den von Küssen glatt geschliffenen und von Lampen und Leuchtern umgebenen „Salbungsstein“.

Er nahm seine Kopfbedeckung nicht ab, und sie verbeugte sich nicht.

Der ganze Platz hallte von durchdringendem Syrie eleison-Geschrei wieder. Von Priestern verschiedener Konfessionen geleitete Prozessionen stießen aufeinander und stritten sich um den Vortritt in die Kirche. Und inzwischen lösten die Pilger sich in einzelne Gruppen auf und rutschten, die Knieen küssend, auf den Knien umher.

„Welche Schande!“ rief der Pastor. „Aber trotzdem beklage ich diese Unglücklichen tief, die an eine dem Boden anhaftende Heiligkeit glauben. Wann werden sie wohl Christi Worte verstehen: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.““

Sie schritten die Stufen hinauf, wo die ganze Bettlerschaft von Jerusalem, dieser Haufen von Lumpen und Glend, griechische und lateinische Gebete stammelte. Dann bogen sie rasch in das „Fälschergäßchen“ ein, wo hinter dem Kerzenvorhänge goldgrundige Heiligenbilder funkelten. Hier war das Gedränge so stark, daß sie oft stehen bleiben mußten oder mit fortgerissen wurden. Gläubige Pilger und Touristen stießen und zankten sich vor den Räden, kauften hier eine Rose von Jericho, handelten dort um ein Fläschchen Jordanwasser, eine Dornenkrone oder eine Paradieskarte.

Beim Andrang der Käufer stürzten manchmal ganze Haufen von Kreuzifixen und Weihrauchbroten den Vorübergehenden auf den Kopf.

Hübsche Chorknaben drängten sich um die Priester. Ein schwüler, sinnereizender Duft wogte über der Menge.

Herr Zorn wurde ganz aufgebracht:

„Lauter Götzendienerei! Götzendienerei, Aberglaube und Abweichung vom wahren Christentum. Ach! Kehrete Jesus zurück, wie würde er sie von den Türen seines Heiligtums fortjagen! Wie betrübt es mich, wenn ich daran denke, daß auch Ihr Gatte zu dieser Masse gehörte, die in der Finsternis tappt. Warum haben Sie ihn eigentlich geheiratet?“

„Um ihn zu bekehren,“ antwortete sie ganz aufrichtig, denn schon lange war in ihr die Erinnerung an ihre bräutlichen Gefühle verblaßt.

Der schwüle Dunst wurde immer stärker. Cäcilie wurde von einem Schwindelanfall ergriffen und lehnte sich schwer auf den Arm des Pastors. Etwas verwirrt blickte er sie an, sagte sich jedoch rasch und sagte:

„Rasch! Rasch! Beeilen wir uns, aus dieser ungesunden Umgebung herauszukommen, damit wir nicht auch noch von dieser heidnisch-sinnlichen Atmosphäre angesteckt werden.“

Und er führte sie nach der Davidstraße, wo die Muselmanen schläfrig in ihren Gewölben hockten.

Auf dem Zionshügel angelangt, fragte Cäcilie regelmäßig:

„Wollen Sie, verehrter Herr Pastor, uns nicht die Ehre erweisen, unser bescheidenes Mahl zu teilen?“

Fast immer nahm er die Einladung an; stets erwarteten ihn dann derbe deutsche Gerichte und Mehlspeisen, die Cäcilie selbst zubereitet hatt; und deren Duft die Familientafel wie Heimatsluft umschweben sollte.

## 4.

Binnen Jahresfrist machte der Protestantismus in Jerusalem auffallende Fortschritte.

Früher schüchtern und sich mehr passiv im Hintergrunde verhaltend, wurde er jetzt kampfbereit und fortschrittlich. Man sammelte einen Grundstock für wissenschaftliche Missionen und eröffnete eine Schule, in der Pastor Born Geschichte- und Religionsunterricht erteilte, und wohin auch Cäcilie ihre Tochter schickte. Die Kolonie vergrößerte sich noch durch zugezogene Ärzte, Architekten und Ingenieure. Das lutherische Zion wurde sogar mit einer Zeitung bedacht, „Die Trompete von Zion“, die monatlich einmal im Hinterzimmer eines belehrten Juden gedruckt wurde. Das Papier war gelb wie Pergament, die Lettern primitiv wie diejenigen Gutenbergs. Darin veröffentlichte der Pastor unter dem Pseudonym „Josua“ schmetternde Artikel, mit denen er, wie einst sein Namensbruder, die Mauern des Aberglaubens und Götendienstes zu stürzen gedachte, um an ihrer Stelle eine Feste der Wahrheit und Gerechtigkeit aufzubauen. Von Zeit zu Zeit steuerte auch Cäcilie unter dem Namen „Lilie von Saaron“ ihr literarisches Schärfelein in Form kleiner Jugendschriften bei, die ohne Ausnahme mit flammenden Befehringen oder epöiger Verdammnis endigten.

Wenn Pastor Fischer sie las, feuchteten sich seine Augen, und nie mehr nannte er sein Patschen, auf das er stolz war, anders als „unsere teure Schriftstellerin“.

Auch sonst fielen Frau Samans Worte schwer ins Gewicht. Sie organisierte Wohltätigkeitsbazare, eröffnete Subskriptionslisten und sogar in den Synodenbeschlüssen merkte man Spuren ihres Einflusses. Jeden Sonnabend verteilte sie Bibeln und jeden Mittwoch Kleidungsstücke sowie Arzneien, von deren Anwendung die arabischen Bettler leider nicht die geringste Ahnung hatten.

Im ganzen Hofe roch es nach Apothekertwaren, sogar oben auf seiner Terrasse fand Elias Wollfächer und Verbandwatte vor. In ihrem schwarzen Kleide mit den weißen Kermelausschlägen und ihren unter einem Filetneß verborgenen blonden Flechten sah Cäcilie aus wie eine Krankwärtlerin oder Lehrerin.

(Fortsetzung folgt.)

## Michael Georg Conrad.

(Zu seinem 60. Geburtstag.)

Wer ihn seit zwanzig Jahren kennt, wer lange Zeit seinen persönlichen Umgang genossen hat, droben in München, wo er anfänglich und wo er wohl sechshat bleiben wird: der hochgewachsene, breitbrüstige Unterfranke, heute wie damals immer derselbe Feuerkopf, immer dieselbe Krafnatur, voller bajuwarischer Derbheit und grunddeutscher Ehrlichkeit, zu jeder Stunde waffenbereit, um die Horde literarischer Klidschuster, ästhetischer Willendreher, salbungshungriger Moralspaffen und urständiger Kunstbananen auf breite Lästerrant zu schlagen — ich sage nur, wer Conrad kennt!

Und seine Schriften gelesen hat! Sie bekunden seines Schöpfers raffige Ursprünglichkeit mit samt allen Tugenden und Fehlern. Fast möchte man sagen, man könne seine Mängel lieben: so urkräftig springen sie aus einer an Goethes Vorbildlichkeit gemahnenden genialischen Vollnatur hervor, die freilich auch zuweilen posierende Blendlichter aufsetzt. Aber wo ist ein moderner Künstler zu finden, durch dessen Wesen die große Zeitseele schadenrein hindurchgegangen wäre!

Was Conrads Rörgler und Feinde auch immer sagen mögen — eins kann keine noch so geflissentlich betriebene Geschichtsfälschung aus dem Gedächtnis der Mitlebenden vertilgen, nämlich die unumstößliche Wahrheit: daß der modernen Literatur diese Ulrich Hutten-Gestalt bitter notwendig gewesen ist. Jene Bewegung wäre ja wohl einmal gekommen; der Anschluß an die politische und soziale Entwicklung der Dinge mußte über kurz oder lang gesunden werden. Aber zu einem „Bauernaufstand“ in der Literatur würde es schwerlich ohne Conrad gekommen sein.

Conrad ist am 5. April 1846 zu Gnodstadt unweit von Melrichstadt geboren. Vom bäuerlichen Vaterhause, vom unterfränkischen

Vollstamm hat er ein gutes Teil seiner urwüchsigen Art mitgeerbt. Auf dem engeren Heimatboden haben einst der „Dunnschuh“ wie die Reformation blutige Spiele geliefert. An den Trostlöpfen der Franken zerschellte so manche Ritterschaft wie zelotischer Pfaffenhochmut. Revolutionäre Oppositionslust liegt diesem Volksschlag im Blute. Von dem allem hat Conrad viel mitbekommen.

Die früheste Periode seiner publizistischen Wirksamkeit zeigt reformatorische Tendenzen. Eine erste Reihe kleiner Schriften befaßte sich mit der Reform der Erziehung, und zwar vorwiegend der „Erziehung des Volkes zur Freiheit“ (1872, dreimal aufgelegt). Eine zweite Reihe befaßte sich mit der bürgerlichen Moral und Kultur in der Erscheinung der Freimaurerei. Hierher gehören: „Die Loge im Kulturkampf“, „Flammen! Ein Buch für freie Geister“ und „Der Freimaurer“. Eine dritte Reihe befaßte sich in scharf aggressiver Form mit der ultramontanen Asterkultur. Die in diese Kategorie gehörenden drei seiner bedeutendsten Bücher aus Italien („Spanisches und Römisches“, „Die letzten Päpste“ und „Die religiöse Krisis“) wurden im Mai 1878 in Preußen prozessiert, zum Teil vernichtet und der Verfasser in eine Geldstrafe von 300 M. genommen. Conrad weilte seit Jahren im Auslande.

Bereits 1871 hatte er den fränkischen Schulstubenstaub abgeschüttelt und war nach Italien gegangen, wo er nun sieben Jahre lang literarischen und philologischen Studien oblag. Sodann folgte ein fünfjähriger Aufenthalt in Paris mit Rundgängen durch Spanien, Portugal, Belgien bis nach England. Auf italienischem und französischem Boden reiste eine vierte Reihe von Schriften heran, die der modernen Kunst und Dichtung gewidmet sind, und zwar: „Die Musik im heutigen Italien“, „Rossini und Wagner“, „Parisiana“, „Französische Charakterköpfe“, „Madame Lucretia“ usw. Es ist eine Lust, sie zu lesen. Das Porträt des geistprühenden, trohig und herausfordernd waffenflirrenden Streiters wie originellen Causeurs, als den wir ihn kennen, tritt uns in diesen Büchern entgegen.

Und doch noch nicht der Reorganisator, der schöpferisch-künstlerische Anreger und Neutöner in seiner Ganzheit.

Als erster Leitstern auf dem Wege seiner Entwicklung war ihm Richard Wagner erschienen. „Wagnerianer war ich, seit ich als zehnjähriger Junge auf meinem fränkischen Heimatdorse zum ersten Male Melodien aus „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ auf einem alten gelochlichen Hammerflavier spielen konnte. Und ich war Nietzscheaner, als ich 15 Jahre später in der Buchhandlung von Deiken und Notholl zu Neapel die ersten Seiten von der „Geburt der Tragödie“ gelesen hatte“, bekennnt Conrad in seinem Werkchen „Von Emile Zola bis Hauptmann“. Zu Wagner und Friedrich Nietzsche gesellte sich Zola, dessen Roman „Ventre de Paris“ („Der Bauch von Paris“) Conrads Letztürke auf seiner Reise nach Seinebabel bildete. Nun reiste dieser der Erfüllung inbrünstigster Sehnsucht nach einer modernen Kunst entgegen. Der Verkehr mit Zola, öffnete ihm die Augen über die heilloße Verjüngung der deutschen Literatur. Ihr stellte er in der „Frankfurter Zeitung“, für die er an Stelle Max Nordaus von 1879 bis 1881 die Pariser Briefe schrieb, Emile Zola in mehreren Aufsätzen entgegen. Er ist damals so ziemlich der Einzige gewesen, der den Schöpfer des naturalistischen französischen Romans mannhaft gegen die Anwürfe als Schweinepriester und moralischer Lump verteidigte!

1879 kam Conrad nach langjähriger Abwesenheit von der deutschen Heimat nach München. Im Frühling des nächsten Jahres wurde Zbäns „Nora“ am Hoftheater gegeben. Diese Aufführung und eine Wallfahrt zur Villa Bahnsried des Bayreuther Meisters Wagner: das waren Conrads einzige Erlebnisse in der bayerischen Hauptstadt. Was er da von der deutschen Dichtung sah und hörte, verstimmt ihn bis ins tiefste Mark.

Wieder nach Paris zurückgekehrt, hielt er in den Wintern von 1880 bis 1882 Vorträge in deutscher und französischer Sprache über Wagners Meisterfinger, über Schopenhauer, Nietzsche, Hamerling, Wilbrandt u. a.

Aber nun litt es ihn nicht mehr länger in der Fremde. 1882 übersiedelte er dauernd nach München. Im gleichen Jahre ließ Conrad sein erstes Novellenbuch, die parischer-deutschen Liebesgeschichten „Anteias Töchter“ erscheinen. Ein Vorläufer zwar der naturalistischen Richtung Jüngstdeutschland, aber es war die jüdische Note, die von der später aufgetragenen Note der „konsequenteren Naturalisten“ in Berlin merklich verschieden ist. Eins war Conrad klar, und deswegen hatte er sich auch nach Deutschland begeben: daß mit der senilen Literatur von „Gestern“ aufgeräumt werden müsse. Der erste Anlaß hierzu wurde 1883 auf dem Darmstädter Schriftstellertage genommen. Dort erklärte Conrad in öffentlicher Debatte und hernach in einem etwas humoristisch freispierten Trinkspruch: wenn der deutsche Schriftstellerstand etwas bedeuten wolle in der heftig erregten Welt, das weitergehe als das Interesse an Goldschnitt-Lyrik, Familienblatt-Romanen und sanften Theatralierscherzen, dann müsse er in seiner Literatur Eigenschaften entwickeln, die einem Helden- und Künstlervolke auch reichschaffen zu Gesicht stehen. Das war deutlich genug gesprochen.

Die Tat ließ Conrad Ende 1884 folgen: er gründete aus eigenen Mitteln die Zeitschrift „Die Gesellschaft“. Nun war das Sammelorgan für die neue Literatur geschaffen; der „Bauernfeldzug“ begann. In geschlossener Kohorte stürmte Jüngstdeutschland den Parnak. Dem Herausgeber der „Gesellschaft“ war es keineswegs darum zu tun, das naturalistische Prinzip in seiner engsten Fassung als alleinseligmachendes Dogma der deutschen Jugend zu

verkünden. Vielmehr hieß die Lösung: Befreiung, Losbindung aller Kräfte — nicht neue Säranten. Und an diesem Grundsatz hat Conrad festgehalten trotz großer Geldopfer und trotz aller maßlosen Angriffe, Verleumdungen und Schmähungen, die unausgesetzt von allen Seiten auf ihn herabfielen. Die Zeitschrift erhielt sich. Sie beherrschte tatsächlich alles, was Kunst und Dichtung hieß. Alle, die heute literarischen Ruf und Namen besitzen, sind in der „Gesellschaft“ flügge geworden. Und es soll jetzt einmal öffentlich ausgesprochen werden: Nicht von Berlin ist die jüngstdeutsche Literaturbewegung ausgegangen, wo ja damals keinerlei künstlerisches Leben vorhanden war, sondern von München. Und nicht erst seit Begründung der Berliner „Freien Bühne“, datiert die „Moderne“, sondern seit Bestehen der Conrad'schen „Gesellschaft“ (1885). Das Verdienst, der Heerrufer der neuen Literatur gewesen zu sein, wird Conrad keine noch so eifrige Tatsachenverdrehung zu schmälern vermögen.

Hand in Hand mit seiner Wirksamkeit als Reformator ging seine reiche Betätigung als Novellist und Romanzier großen modernen Stils. Mögen diesen Schöpfungen auch mancherlei bedenklliche künstlerische Mängel anhaften. Eins ist aber gewiß: sie alle sind einer eigenartigen Persönlichkeit entsprungen, der zur vollkommenen Abrundung bloß noch eine Konsequente, in sich gefestigte, politische und soziale Weltanschauung fehlt.

Seines Teils an der Erziehung des Volkes zur Kunst beharrlich mitzuwirken und die Erzeugnisse der geistigen Kulturarbeit in die Massen zu tragen, ist Conrad als Redner stets bemüht gewesen.

Und so darf er dem auf sich seine eigenen Worte anwenden: „Umsonst hat keiner gelebt, der der Liebe zur Kunst und zur Heimat seine Seele geopfert!“ —  
Ernst Krowstki.

(Nachdruck verboten.)

## Der Schwan.

Die milderen Frühlingstüfte haben die Seen und Teiche wieder mit Schwänen bevölkert. Nicht nur die Schwäne, die bei uns überwintern, verlassen die Hütten, die man ihnen für die kalte Jahreszeit errichtet, sondern auch aus dem Süden kehren diese Vögel heim. Im Norden Deutschlands, insbesondere an der Ostsee, ist's dann ein Fest für Alt und Jung, denn die Schwäne bringen den Frühling mit.

Der greise Dichter L. Passarge schildert uns in seinen Erinnerungen „Ein ostpreussisches Jugendleben“ diese Ankunft der Schwäne, die zu vielen Hunderten auf der Wanderung nach Norden dort Raft machen und die Lust mit ihrem weitberühmten Gesänge erfüllen. „In Wahrheit“, so erzählt er, „ist er gellend und weder melodisch noch schön; aber sie haben nun einmal den Ruf des poetischen Tönens für sich, und es wäre verwegen, ihn schmälern zu wollen.“ Um diese Zeit wird dann, besonders an der Ostsee, auf Schwäne gejagt. Der Jäger sucht, möglichst unbemerkt, sich den Tieren zu nähern, und schließlich, auf dem Bauche kriechend, wie ein Seehund, ihnen in Schußweite zu kommen. Die Jagd auf Schwäne ist nicht bloß an sich schwierig, da sie angeblich Wachen ausstellen und sehr scheu sind, sie hat auch das Eigentümliche, daß selbst ein von einer Kugel getroffenes Tier oft ruhig aufliegt. Die Schwänenbrust und das ganze Federkleid bilden nämlich einen festen Panzer, von dem die Kugel abprallt. Der Schwan wird bestimmt nur erlegt, wenn die Kugel ihm durch den Hals geht. Der Schütze muß also sehr sicher sein oder Glück haben. Da die Schwäne meist in großer Schaar nebeneinander auf den Planken schwimmen, erblickt der auf dem Bauch liegende Jäger nur ihre hochragenden Hälse; das Zielen wird ihm aber durch seine Lage sehr erschwert, und er schießt zuweilen aufs Geratewohl in die Hälse hinein.

Außer an der Ostsee wird den Schwänen wohl bei uns in Deutschland nur wenig nachgestellt, mehr in den nordischen Gegenden. Auf den dänischen Inseln jagt man sie insbesondere während der Mauser; von Jakobi bis Bartholomäi (25. Juli bis 24. August), wenn sie nicht fliegen können, sucht man sie in den Brutteichen auf und erschlägt sie mit Stöcken oder sucht sie auch lebendig zu fangen, um sie zu schlachten.

Erstaunlich erscheint die Größe einer solchen Schwänenleiche. An den Füßen aufgehängt messen manche Schwäne bis zum Kopf unten zwei Meter und darüber, doch ist der Schwänenbraten an sich kaum so groß, als der unserer Gans. Auch schon bei den alten Kulturvölkern war Schwänenfleisch beliebt, und in der Zeit der römischen Kaiser, wo die Kochkünstler auf die ungewöhnlichsten Gerichte verfielen, gehörte es vielfach zu den gesuchtesten Delikatessen der römischen Feinschmacker.

Aber auch in Deutschland zählen die Schwäne, bevor man sie gezähmt als Haustiere hielt, zu den Delikatessen. Allein schon zu den Zeiten Karls des Großen hielten sich die Vornehmen gezähmte Hirschwäne auf den Teichen, nicht nur weil die schönen weißen Vögel eine wirkliche Zierde der Teiche und Seen bilden, sondern auch weil ihre Federn, die man ihnen ausrupfte, von Rittern und Ritterfrauen als Helm- und Putzschmuck geschätzt wurden. Auch heute wird von vielen den Schwänen weniger wegen des Fleisches nachgestellt, als wegen der mit den Federn gegerbten Häute, die ein kostbares Pelzwerk geben, den Schwanpelz oder Schwan, der freilich auch vielfach imitiert wird.

Auch die zahmen Schwäne schließen sich im Herbst ihren nach Süden wandernden wilden Stammverwandten an, wenn man ihnen nicht ihre Flügel gestutzt hat. Das ist bei den meisten in Deutschland auf Schloßteichen und Seen gehaltenen Schwänen der Fall,

die in ihren durch Stroh verdrickelten Schwänenhäuschen ganz gut den deutschen Winter zu ertragen pflegen.

Von den merkwürdigen Widersprüchen im Wesen des Schwans kündigt uns schon ein altes Kinderrätsel, das lautet: es schwimmt im Wasser und ist doch kein Fisch, es trägt im heißesten Sommer einen weißen Pelz, es ist ein Vogel und fliegt doch nicht davon, und es singt, wenn es traurig ist.

Kein Wunder, daß dieser merkwürdige Vogel, der uns noch dazu durch seine Schönheit auffällt, von den Dichtern nicht unbeachtet blieb. In den ältesten poetischen Denkmälern, den Sagen der alten Völker, spielte der Schwan bereits eine Rolle. Bei den alten Griechen galt der Schwan als der heilige Vogel des Apollo, von dem er selbst die Gabe der Weissagung empfangen haben sollte. Klytios, der König der Hydier, wurde der Sage nach infolge des Kummer über den Fall seines Verwandten Phaeton in einen Schwan verwandelt und sang nach im Tode Klagelieder. Ebenso sollen im mythischen Hesperien am Eridanus die Schwäne ihren Tod durch schönen tragenden Gesang voraus verkündigt haben, daher denn Homer und Hesiodos vom Schwanengesang sprechen, der als Loblied des Apollo galt.

In der Tat vermag der sogenannte Singschwan, der freilich in unseren Gegenden nicht vorkommt, sondern nur in Nordeuropa, Nordasien und Nordamerika lebt, im Winter bis Nordafrika geht, und nur im November und im Februar und März Deutschland durchfliegt, mit seiner ganz eigentümlich gebauten Luftpöhrre sonore, volle und weiche Töne hervorzubringen, die aus der Ferne wie Posaunen und Glocken klingen, und selbst sein Todesröcheln soll noch Hangvoll sein.

Dies mag nun zu der Sage Veranlassung gegeben haben, daß der sterbende Schwan ein Lied ertönen läßt, weshalb man denn den letzten Sang eines Dichters sprichwörtlich seinen Schwanengesang nennt.

Schon im Altertum galt auch der Schwan als ein glückverheißender Vogel, in dessen Anblick insbesondere die Fischer ein günstiges Omen gewahrten.

Eine vielfache Bedeutung wird dem Schwan in der germanischen Mythologie zugesprochen, wo der Schwan in enger Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Nictgottheiten stand, und wo ihm die Kraft der Weissagung beigemessen wurde. Dann wieder gilt in manchen Gegenden Deutschlands, wie zum Beispiel auf Rügen, der Schwan als Bringer des Kindersegens. In anderen Gegenden aber ist er wie die Gans, Ente, Eisvogel der Bote des Endes der regnerischen winterlichen Jahreszeit. Stirbt der Schwan, so kehrt die Sonne, der Frühling, der junge Held zurück. Kommt der Held von dem Schwan gezogen zu dem schönen Mädchen, so darf ihn niemand fragen, woher er kommt, der Schwan würde ihn sonst in das Reich des Todes zurückführen.

Dies führt uns zu der ursprünglich niederrheinischen Sage von dem Schwanenritter, der auf einem von einem Schwan gezogenen Kahn aus unbekanntem Lande kommt, eine Fürstentochter von einem ihr verhassten Bewerber errettet und sich mit ihr vermählt, dann sie aber verlassen muß, weil sie ungeachtet seines Verbots sich nach seiner Abstammung erkundigt hat. Die Sage hat vielfache Verwendung in der Poesie gefunden und tritt in mannigfacher Wandlung auf.

Die nordische Mythologie erzählt uns auch endlich noch von Schwanenjungfrauen, jenen Walküren, welche die Fähigkeit besitzen, Schwanengestalt anzunehmen. Aber nicht nur die Walküren, auch andere göttliche Wesen pflegen in der nordischen Mythologie Schwanengestalt anzunehmen, und der Mythos des Schwanes ist so vielfach, die einzelnen Sagen laufen immer wieder ineinander, werden hier so, dort so erzählt, hier auf diesen Helden, dort auf jenen bezogen, daß man, um alle diese Sagen völlig zu erschöpfen, Bücher füllen könnte.

Es ist keine Frage, daß das stille, mar möchte sagen geheimnisvolle Wesen dieses Vogels, die vornehme Ruhe mit der er, am liebsten über stille Wasser, dahingleitet, das flüsternde Schweigen der baumumrauschten Gewässer, die ihm zum Aufenthalt dienen, dieser reichen Mythenbildung Vorschub leisteten.

Aber auch ohne diesen reichen Sagenschatz des Schwanes ist dieser Vogel eigenartig genug, seine Lebensweise in mancherlei Beziehung lehrreich und schön.

Der Schwan gehört zunächst zu den genügsamsten Tieren. Die Schwäne suchen sich ihre Nahrung, indem sie den langen Hals in die Tiefen des Wassers hinabsenken, was „gründeln“, auf den Grund gehen, genannt wird. So pflücken sie sich Wasserpflanzen, holen sich aus dem Schlamm Kerbtiere, Würmer und Larven. Die Fischechen dagegen sind vor ihnen sicher, ja die Schwäne können sogar gewissermaßen als deren Beschützer betrachtet werden, denn sie halten Meiser und andere Fischräuber fern, und in Fischteichen werden Schwanenansiedlungen auch aus dem Grunde schon gern gesehen und begünstigt, weil sie das Ueberwuchern der zahlreichen schlingartigen Wasserpflanzen verhindern.

Nährend ist das Verhältnis eines Schwänenpaares. Wenn im Frühling die sonst geselligen Schwäne nach Paaren sich getrennt haben, und jedes Pärchen einen bestimmten Bezirk des Wassergebietes sich gesucht hat, dessen Grenzen sie eifersüchtig bewachen, dann ist das Schwänenpaar unzertrennlich. Kommt es durch irgend einen Zufall einmal vor, daß eines von den beiden Tieren sich außerhalb der Gesichtswerte des anderen aufhält, so sind beide in höchster Unruhe. Während der Brütezeit, die 36 Tage währt, trägt der Schwan der Schwänin ihre Nahrung zu und ist von einer Ge-

reiztheit, daß es keinem angeraten werden darf, während dieser Zeit sich dem Schwan zu nahen, ist es doch vorgekommen, daß Schwäne Menschen, die arglos der brütenden Schwannin sich nahen, anfieseln und ganz übel zurietheten. Unaufhörlich umtreibt der Schwan während dieser 26 Tage seinen Wasserbezirk, um zu spähen, ob nicht von irgend woher Gefahr droht; dabei aber behält er das Nest stets im Auge und auch ihm folgen unablässig die Blicke der brütenden Lebensgefährtin.

Ist die junge Brut endlich ausgekrochen — von den fünf bis acht Eiern kommen immer nur drei bis fünf Schwäne aus, — dann führt die Schwannin alsbald die junge Brut aufs Wasser und unterrichtet sie im Schwimmen. Der Schwan aber bewacht dann mit um so größerer Aufmerksamkeit sein Gebiet, und zeigt sich irgendwo nur ein lebendes Wesen, so muß die Schwannin mit ihren Kleinen, die schnell auf deren Rücken kriechen, sich zurückziehen in ihr Nest, bis die Luft rein ist.

Regt sich aber weit und breit nichts, scheint jede Gefahr für Mutter und Kinder ausgeschlossen, so zeigt sich der Schwan gern in allerlei Schwimmkünsten. Bald gleitet er dann langsam in allerlei Windungen dahin, bald schnell und schneller. Er zeigt, was er kann, gleichsam vor seiner Familie als Akrobat sich produzierend und dabei sie als Lehrer unterweisend.

Die jungen Schwäne sind ganz grau; erst nach drei Monaten etwa werden sie flügge und dürfen sich nun allein hinauswagen auf das Wasser; aber drei volle Jahre währt es, bis sie ihr graues Gewand abgelegt haben. So geschieht die Schwäne sich aber auf dem Wasser zu bewegen vermögen, so ungeübt sind sie im Fliegen. Nur mit großer Anstrengung erheben sie sich in die Lüfte, zuerst klatschen ihre Flügel auf dem Wasser, dann aber spannen sich die zweiten Fittiche immer mehr aus, und mit kräftigen Schlägen durchschneiden sie schließlich die Lüfte.

So schön und anmutig nun aber auch der Schwan ist, so unliebenswürdig ist im allgemeinen sein Charakter. Es ist geradezu ungläublich, wie Schwäne, die unter sich die geschilderte rührende und kaum noch einmal in der Natur wiederkehrende Eintracht zeigen, zankhüchtig und rauflustig sein können, sobald sie mit anderen Tieren, ja selbst mit Schwänen einer anderen Art zusammen kommen. Dann zeigen sie eine Herrschsucht und Tollkühnheit, — selbst Menschen gegenüber, — und wenn sie den Feind in ihre Gewalt bekommen haben, eine Grausamkeit, die um so mehr auffällt, als sie mit ihrer Kraft in gar keinem Einklang steht. —

Eugen Isolani.

## Kleines feuilleton.

st. Recht und Billigkeit. Wie sehr schon im Altertum einsichtige Rechtslehrer und Richter befiessen waren, die Härten und Schroffenheiten des strengen Rechts durch Billigkeitsrücksichten zu mildern, namentlich gegenüber den besitzlosen Massen (Arbeitern und Sklaven), zeigt der Talmud (das zwölfbändige anfangs des 6. Jahrhunderts in Palästina und Babylon abgeschlossene rabbinische Werk) an vielen Stellen.

B. V.: Arbeiter zerbrachen bei der Arbeit ein mit Wein gefülltes Faß. Der Arbeitgeber pfändete deshalb ihre Oberkleider, worüber sich die Arbeiter beim Richter beschwerten. Dieser entschied, der Arbeitgeber habe die Kleider zurückzugeben, nicht zwar von Rechts, aber von Billigkeitwegen. Nun klagten die Arbeiter, daß ihnen damit immer noch nicht geholfen sei, sie seien mittellos, hätten den ganzen Tag gearbeitet und müßten über Nacht hungern, wenn sie nicht etwas Lohn erhielten. Darauf befahl der Richter dem Arbeitgeber, ihnen den vollen Lohn auszus zahlen, wiederum billigkeitshalber.

Im Gegensatz zu der noch in der Gegenwart von reaktionären Parteien angestrebten kriminellen Bestrafung des Kontraktbruchs bestimmt das talmudische Recht: der Lohnarbeiter darf zu jeder Tageszeit die Arbeit einstellen, selbst dann, wenn er den Lohn für die vollen Tage zum voraus empfangen hat; nur müßte er in diesem Falle das zu viel Empfangene zurück-erstaten. Merkwürdig ist die Begründung mit einer Stelle im Pentateuch, wonach der Israelite ein freier Mensch bleiben muß; würde er aber nicht jeder Zeit von der Arbeit zurücktreten können, so wäre er damit periodisch ein Sklave des Arbeitgebers!

Ueber die Verpflanzung jüdischer Sklaven sagt der Talmud: der Sklave soll dem Herrn gleichgestellt sein im Essen, Trinken, Kleidung und Wohnung. Es gehört sich nicht, daß der Sklave schlechtes Brot genießt und der Herr seines Brotes, daß der Sklave auf Stroh liegt und der Herr auf Flaumfedern, daß der Sklave in Sackleinen und der Herr in Seide gekleidet ist.

Auch im Verhältnis der Ehegatten wird das der Frau ungünstige geltende Recht im Geiste der Billigkeit humanisiert. Das Recht räumte dem Manne die Befugnis ein, aus geringfügigen Anlässen der Frau den Scheidebrief zu schreiben, z. B. wenn sie den Braten hat anbrennen lassen. Gleichwohl sprechen sich nicht wenige Stellen aufs allerschärfste gegen den Mann aus, der sich von seiner Frau ohne sehr triftige Ursache trennt.

So auch braucht nach dem Zivilrecht ein verübter Betrug um eine geringe Quote nicht entschädigt zu werden. Daneben aber wird gegen jeden ein Anathem ausgesprochen, der um die kleinste Vagatelle betrügt oder dieselbe nicht zurückerstattet. —

h. Pflanzenkrankheiten. Zu den allerjüngsten Wissenschaften, die für unser Kulturleben von wesentlicher Bedeutung sind, zählt das wissenschaftliche Studium der Pflanzenkrankheiten. Bisher hatte man sich fast allgemein damit begnügt, bei Pflanzenkrankheiten nach dem Urheber zu forschen und ein Bekämpfungsmittel ausfindig zu machen. Dies ist, seit das wissenschaftliche Studium der Pflanzenkrankheiten planmäßig betrieben wird, wesentlich anders geworden. Man ist davon abgekommen, eine Pflanzenkrankung als das Produkt zweier Organismen — der Pflanze und des Parasiten — anzusehen und legt nicht mehr das Hauptgewicht auf den Parasiten, sondern beobachtet die Pflanze selbst intensiver; nicht die Bekämpfung der Parasiten, sondern eine sachgemäße Behandlung der Kulturpflanzen, damit diese widerstandsfähiger werden, ist heutzutage die Hauptfrage.

Die Intensivität, mit welcher bei manchen Kulturpflanzen die Heranzucht und das „Fertigmachen“ betrieben wird, bedingte, daß die so mißhandelten Pflanzen von Generation zu Generation schwächer wurden und somit den Angriffen bestimmter Krankheits-erreger weniger Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Dies hat nicht nur Gültigkeit bei einer Anzahl von Nutzpflanzen, darunter namentlich Getreidearten, sondern auch bei vielen Zierpflanzen. In Verknüpfung der wahren Ursachen hat man in den letzten Jahren in den Züchtereisen vielfach von Altersschwäche gewisser Pflanzenarten gesprochen; man glaubte, es hier mit einem natürlichen Vorgang zu tun zu haben, mit dem man sich abfinden müsse. Solche Züchter zählten auch durchweg zu jenen, die da glauben, jede Pflanze wird krank und muß schließlich zugrunde gehen, wenn sie von einem Krankheitserreger befallen wird, dem dann keine wirksame Bekämpfung entgegengelegt wird. Viele Theoretiker bekennt sich noch jetzt zu dieser Anschauung.

Aus der Praxis heraus hat sich die neue Lehre gebildet, daß der Pflanzenschädling erst dann bei der Pflanze ernsthaften Schaden anzurichten vermag, wenn die betreffende Pflanze besonders für Erkrankung veranlagt ist; bei gesunden Pflanzen muß der Parasit gemeinhin wirkungslos bleiben. Dementsprechend ist die Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten jetzt gleichbedeutend mit einem Pflanzenschutz. Die intensive Ausnutzung der Kulturpflanzen läßt sich zwar nicht vermeiden, wenn die Kultur überhaupt noch lohnend bleiben soll. Hingegen wird Wert darauf zu legen sein, daß für einen kräftigen Nachwuchs gesorgt wird. Man kommt deshalb mehr und mehr dazu, gewissermaßen zwei Kulturen einzurichten: eine zur bestmöglichen Ausnutzung der Pflanzen, sei es zur Gewinnung von Früchten, von Blüten oder von anderen Pflanzenteilen oder gar von ganzen Verkaufspflanzen, und eine, die lediglich für die Beschaffung eines gesunden Nachwuchses dient.

Auf dieser aus der Praxis heraus gewonnenen Erkenntnis bauen nun glücklicherweise auch die Forscher nach und nach weiter, indem sie zu ergründen suchen, unter welchen Umständen die Pflanzen widerstandsfähiger sind, und wie sich die verschiedenen Sorten ein- und derselben Pflanzenart ihren Parasiten gegenüber verhalten. Damit muß selbstverständlich der Praxis ein wesentlicher Dienst geleistet werden, wenn die Theoretiker nachweisen, wie eine Pflanze am leichtesten gesund zu erhalten ist. Eine an und für sich gesunde Pflanze, die von gesunden Eltern abstammt, kann zur Erzielung einer Ernte in der Kultur auf das äußerste forziert werden; nur muß man sich hüten, von solchen nun verweichteten Pflanzen eine neue Generation heranzuziehen zu wollen.

Nach demselben Prinzip, auf welchem dieser Art die Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten beruht, verfahren übrigens die Samen-züchter schon seit vielen Jahren, indem sie zur eigenen Aussaat immer nur die Ernte von den kräftigsten und am besten gewachsenen Pflanzen benutzen. Würde dergestalt nicht alljährlich ein geunder, kräftiger Nachwuchs bedingt, so müßte auch bei diesen Pflanzen längst eine Verweichung eingetreten sein, die den Parasiten sehr zu statten kommen müßte. —

## Humoristisches.

— Bitter. „In so ein fünfsäuliges Drama läßt sich doch riesig viel hineinlegen.“

— „Du meinst — hineinwideln.“ —

— Woshafte Bestätigung. „Neulich brachte ich einer Schönen in Deiner Nachbarschaft ein Ständchen, hast Du das auch gehört?“

— „Jawohl, ich habe ganz deutlich gehört, wie es — plätscherte.“

— Kultur. Bauer: „Was sagen S', ma' hätt'n loa Kultur... vergangene Woche is hier bereits eine Bescheldung vollzogen word'n!“ — („Weggendorfer-Blätter.“)

## Notizen.

— Von Gustav Frenssen erscheint in den nächsten Tagen ein „Schlußwort zu Hilligenlei“. Der Dichter setzt sich darin mit seinen Kritikern auseinander. — Zwecklose Mühe. —

— Wenn das Berliner Mittagsblatt Recht behält, endet die Münchener Hoftheaterkrise wie folgt: Ferdinand Gregori übernimmt das Amt eines Oberregisseurs, Eugen Kilian aus Karlsruhe wird Dramaturg. —

— Ein Hugo Wolf-Fest soll im Oktober in Stuttgart veranstaltet werden. Geplant ist die Aufführung von Liedern, Chören, Orchesterwerken und des „Corregidor“. —